Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **43 (1963-1964)**

Heft 12

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

BÜCHER

FRITZ ERNST: SPÄTE ESSAIS

Wenn man sich erinnert, mit welcher Kunst Fritz Ernst seine Bücher komponiert hat, mit welcher Sorgfalt er auch das Einzelne und Äußere an ihnen gehütet, mit welcher Entschlossenheit er alles ausgeschieden hat, was die Linie des Ganzen verunklären, den hellen Ton der Melodie beeinträchtigen konnte, so sah man vielleicht mit einiger Bangigkeit dem Versuch entgegen, noch einmal ein Buch von Fritz Ernst zu schaffen, während doch seine Hand nicht mehr mitwirken, seine Stimme nicht mehr mitraten konnte. Und nun liegt es vor uns, und wir dürfen befreit und bewundernd gestehen, daß das gefährliche Experiment völlig gelungen ist. Es ist noch einmal wirklich ein Buch von Fritz Ernst entstanden, das heißt nicht eine posthume Sammlung von nachgelassenen Texten, die den Sprachleib des Verstorbenen in editorischer Vollkommenheit begräbt, sondern etwas Lebendiges: ein gelungener Wurf. Daniel Bodmer hat auf Grund von Dispositionsplänen, die der Dahingegangene selbst noch skizziert hat, aber mit eigener freier Wahl, die Sammlung geordnet und mit jener Behutsamkeit, die den Verfasser selbst auszeichnete, an Hinweisen nur das Unentbehrliche gegeben. Der Verlag hat das Beste getan, damit den drei Bänden der «Essais» ein später Bruder erstehe; und die Einführung von Rudolf Alexander Schröder ist zwar vor dreißig Jahren geschrieben, wirkt aber heute so, als wäre sie nicht angesichts der ersten Hälfte dieses Lebenswerks, sondern eben heute, im Anblick des Ganzen gedacht worden[1].

Im ersten Augenblick mag man stutzen: war es richtig, die fünf Aufsätze «Meisterdramen», die etwas so Besonderes darstellen, ausgerechnet in die Mitte des Bändchens zu setzen, wo sie das Ganze zu sprengen drohen als etwas Fremdartiges? Aber der Leser ist rasch bekehrt: sie wirken gerade an dieser Stelle wie die große Arie im Hauptakt der Oper. Sie heben das Bewußtsein in eine entrückte Sphäre der reinen Dichtung, die im Grunde die Heimat des Ganzen ist, wo Fritz Ernst freier mit den Gedanken spielte und das Schönste über sich selbst zu sagen wagte.

Denn dies wird man nun völlig ernst nehmen müssen, was Rudolf Alexander Schröder schon vor Jahrzehnten ausgesprochen hat: Wem es gegeben ist, beide Kräfte, die Erkenntnis und die Dichtung, «zu gleichen Rechten, beide als Unteilbares zu beherbergen und wirken zu lassen, der trägt — sein Tun und Treiben möge im übrigen sein, was es wolle — den Adelsbrief der Dichtung in der Tasche». Was ist denn der hohe Ton der Sprache, die Fritz Ernst als Gelehrter gesprochen hat, anderes als der Ton der Dichtung? Er war ein völlig festlich gestimmter Mensch, und die Wissenschaft selbst war ihm eine Freude. Die Andacht, mit der er in der Zentralbibliothek ein- und ausging, war eine poetische Andacht. Und blickt man nun auf die übrigen Kreise der Themen, die man in dieser Sammlung der «Späten Essais» neben dem deutschen wahrnimmt, auf den zürcherischen, den helvetischen, den universalen, so kann man sich fragen: wo hat denn für uns Schweizer die Lebensfülle unsrer geistigen Welt im vergangenen halben Jahrhundert eine reinere Ordnung gefunden als im Aufbau dieses Lebenswerks? Hier ist das Bekenntnis zur Heimat und dasjenige zur universalen Bildung in eins geflossen.

Man kann das Bändchen aber auch als eine Autobiographie lesen. Es gibt darin einige Stücke, die diesen Charakter zuge-

standenermaßen besitzen: «Biographische Notiz», «Verdankung des Literaturpreises der Stadt Zürich.» Aber es gibt auch eine Reihe von Stücken, denen dieser Charakter unausgesprochen eigen ist, am schönsten dem letzten: «Abschied vom Espectador.» Da sieht man den Dreißigjährigen zum ersten Mal durch Spanien reisen: «Wir, das heißt meine Gattin und ich, wir hatten beschlossen, Spanien auf den Spuren der Reconquista noch einmal friedlich zu erobern. Das war im Frühling 1921 und konnte damals als ein hübscher Einfall gelten...» Dann sieht man den vom Fieber des beginnenden Typhus schon hoch Erregten zu Füßen des jungen Ortega y Gasset sitzen und ihm lauschen, wie er vor seinem spanischen Publikum den Glanz seiner rhetorischen Kunst versprüht. Schließlich erblickt man den Sechzigjährigen, wie er ganz dem mittäglichen Genuß hingegeben unter Palmen sitzt, «von kühler Meerluft gefächelt, der kleinen Landzunge gegenüber, von der Jakob der Eroberer... nach den Balearen ausgefahren ist. Das Glück, jeder Zudringlichkeit abhold, hatte sich ungerufen neben uns gesetzt».

Zum Glück im Leben des Verfassers hat aber vor allem das gehört, was im vorliegenden Bändchen an versteckter Stelle zum Ausdruck kommt; dort wo es heißt, daß der Stadtrat von Zürich, die Regierung des Kantons Zürich und die Stiftung Pro Helvetia die Herausgabe des Bandes gefördert haben. Der Verfasser wußte sich völlig einig mit seiner Heimat und ist in diesem Gefühl gestorben. Weniger einig war er mit der Wissenschaft. Denn gelegentlich bekannte er unwirsch: «Ich kenne keine Wissenschaft, ich kenne nur eine wissenschaftliche Methode.» Dies hieß nichts anderes als: Was ich erforschen will, darüber entscheide ich selbst; die Bahnen der Wissenschaft sind eine Sache für sich; ich gehe die meinen. Und hierin liegt das Einzigartige an unserm Autor, das noch einmal aus diesen Seiten spricht: der völlig originale Geist, der nicht nur zu schreiben, sondern auch zu denken und zu fragen verstand. Was er sich in seinen Studien erarbeitet hat, war ganz sein Besitz, es war seine Welt, ein helvetischer Kosmos des zwanzigsten Jahrhunderts. Was soll man nun aus diesen späten Themen hervorheben? Diejenigen über die Schweizer Chronisten? Die Aufsätze zum universalen Komparatismus? Die schönste metaphorische Spiegelung dessen, was Fritz Ernst eigentlich gewollt hat, findet man vielleicht in seiner Rede über Alexander von Humboldt. Hier herrscht völlig rein sein gesprochenes Wort. Daniel Bodmer hat den Text nach dem Stenogramm eines Vortrages herausgegeben. Hier hat man die weitesten Horizonte, nach denen Fritz Ernst ausblickte, und hier hat man ganz ihn selbst, wie er war und wie er sprach.

Der Kosmos, den Fritz Ernst erkundete, war ein heimatlicher Kosmos: «Wir bleiben uns ein Buch mit sieben Siegeln, solange wir nicht wissen wollen und nicht wissen können, was unsre Vorfahren in Kirche und Staat, in Krieg und Frieden, als Historiker und Geographen, als Lehrer und als Offiziere, als Psychologen und als Reisende, als Publizisten und als Journalisten von sich und von der Welt in einer Fülle hinterlassen haben, die noch kein Sterblicher zusammen sah.» Dies war die Summe der Erlebnisse, die er sich zu erobern suchte. Und er war überzeugt, daß man nicht ewig in verlorne Schlachten und in das geistige Mißgeschick von Vergangenheit und Gegenwart zu starren brauche, denn das Wohlgelungene sei in Fülle vorhanden. «Unsre Summa, das ist nicht etwas anderes, nicht etwas Besseres als wir, sondern nur das, was übrig bleibt, wenn man von unsern Mißerfolgen absieht.»

Es gibt einiges Mißgeschick im Leben und im Nachleben von Fritz Ernst, das nicht so sehr das Mißgeschick seiner selbst, als das Mißgeschick seiner Zeitgenossen ist. Dazu zählen wir die Tatsache, daß man ihn so wenig liest. Die Stunde ist ihm nicht günstig. In ihrem Weltdrang sieht seine Nation nun über ihn hinweg. Aber er würde lächeln und finden: es komme nicht darauf an, wieviel ein Buch gelesen werde, wenn es nur gut sei.

Werner Kaegi

[1] Fritz Ernst: Späte Essais, Einleitende Würdigung von Rudolf Alexander Schröder, Atlantis Verlag, Zürich 1963.

DIE KRIEGSSCHULDFRAGE VON 1870

Wie Gerhard Ritter in seiner Einführung zu dem hier besprochenen Buche von *Jochen Dittrich* festhält, «war im Juli 1870 ganz Europa überzeugt, in Napoleon III. ...den wahren Störenfried des Kontinents zu erblicken, der... den friedliebenden König Wilhelm von Preußen durch maßlose diplomatische Forderungen beleidigt und ihre Ablehnung ohne jede Not durch eine Kriegserklärung beantwortet hätte[1]». Diese Auffassung blieb bei uns bis um 1918 in Geltung. Später galt Bismarck als «Aggressor», wie ja auch der Kriegsausbruch von 1914 als deutsche «Kriegsschuld» hingestellt wurde. Als Beweis dafür galt die sogenannte «Fälschung» der Emser Depesche. Immer deutlicher drangen aber Quellenbelege ans Tageslicht, die zeigten, daß Bismarck die von ihm zwar nicht angeregte oder gar bestellte Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen auf den spanischen Thron aufs nachdrücklichste unterstützt hatte, ja sie bei König Wilhelm, dem Familienoberhaupt der Hohenzollern, eigentlich durchsetzte. Ein Prinz von Hohenzollern aber auf dem spanischen Thron bedeutete nach der Auffassung englischer und französischer Historiker eine Herausforderung Frankreichs, und damit habe Bismarck den Krieg herbeigeführt, den er eben haben wollte. Noch die von dem französischen Historiker Georges Bonnin vorbereitete, dann in englischer Übersetzung 1957 erschienene Ausgabe von Dokumenten aus dem Auswärtigen Amte in Berlin und aus dem Sigmaringer Archiv sollte diese Sicht der Vorgänge durch die Quellen stützen, wie es das sehr einseitige Vorwort von G. P. Gooch deutlich machte. Ganz abgesehen davon, daß eine Quellenausgabe in Übersetzung keine wirklich kritische Forschung möglich macht, bot sie nicht mehr viel Neues, nachdem die «Friedrichsruher Ausgabe» von Bismarcks «Gesammelten Werken» in Band 6b, 2. Auflage, Berlin 1931, die von Bismarck geschriebenen oder diktierten Berichte, Briefe und Telegramme publiziert hatte, denen Friedrich Thimme gründliche und sachkundige Einleitungen mitgegeben hatte. Nun war es dringende Aufgabe der Forschung, auf Grund des gesamten beidseitigen Materials eine kritische Monographie über den Kriegsausbruch zu geben. Jochen Dittrich ist das hervorragend geglückt. Es ist allerdings schwierig, in einer kurzen Besprechung davon einen Begriff zu geben, da der Hauptwert des Buches in der sorgfältigen Detailarbeit liegt, in welcher Dittrich jedes erreichbare Zeugnis vorlegt, interpretiert und zugleich die Auseinandersetzung mit der früheren Forschung durchführt. Wir versuchen, folgendes festzuhalten:

Die der heutigen Welt fast unverständliche, zurückhaltende und höfliche Sprache der damaligen Diplomatie und zugleich ihre hochgradige Empfindlichkeit in den Fragen der nationalen Ehre oder des Prestiges ist nur zu begreifen, wenn sich der Leser den wirklichen machtpolitischen Hintergrund stets vor Augen hält, auf den Dittrich auch immer hinweist. Napoleon III. hatte damit gerechnet, daß ihm die Rivalität der beiden deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, die Möglichkeit einer Schiedsrichterrolle offen halten und damit Frankreich die Vorrangstellung in Europa sichern würde. Die Entscheidung vom 3. Juli 1866, die Schlacht bei Königgrätz oder Sadowa, wie die Franzosen sagen, gab Preußen unerwartet das Übergewicht in Deutschland, erlaubte ihm die großen Annexionen und die Gründung des Norddeutschen Bundes, während Österreich infolge der Auflösung des alten Deutschen Bundes von 1815 seinen Einfluß in Deutschland weitgehend verlor. Letzterer war aber von den Großmächten am Wiener Kongreß 1815 garantiert worden; die Versuche zur Einsprache, die Absicht Napoleons III., zu Gunsten Österreichs zu vermitteln, war also international berechtigt. Trotzdem war sie für den Kaiser der Franzosen gefährlich, da er sich zu weit vorwagte und wiederholt von Bismarck abgewiesen werden konnte, so vor allem in der Luxemburgerfrage 1867. Von nun an war jede selbständige diplomatische Aktion Frankreichs oder des Norddeutschen Bundes ein Symptom für die mögliche politische Bewegungs-

freiheit der betreffenden Macht. Konnte Napoleon III. irgend eine Forderung durchsetzen, dann bedeutete das, daß vorderhand keine Aussicht bestand, daß ohne französische Erlaubnis sich die süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund anschließen konnten. Ein diplomatischer Erfolg Bismarcks bedeutete aber, daß es Frankreich nicht mehr wagen konnte, der nationalen Einigung Deutschlands entgegenzutreten. Nun zeigt Dittrich auf der einen Seite, daß es der Regierung Napoleons III. nur darum ging, ihre diplomatische Vorrangstellung wieder auszubauen. Allerdings kam kein Bündnis zwischen Frankreich, Italien und Österreich gegen Preußen zustande. Bismarck ließ sich durch die Annäherungsversuche dieser drei Mächte auch nicht zu stark beeindrucken; aber die Fühler, die Napoleon III. nach Rußland ausstreckte und die von französischer Seite immer wieder aufgebrachte Forderung nach Kompensationen für 1866, nämlich nach dem linken Rheinufer und anderes waren für Bismarck Grund genug, auf der Hut zu sein und seinerseits einen diplomatischen Außenposten gegen Frankreich zu suchen. Die jetzt bekannten Quellen erlauben mit Sicherheit zu sagen: Bismarck hat die spanische Thronkandidatur der Hohenzollern nicht selbst gemacht oder gar durch Bestechung bestellt, sie war vielmehr von den Spaniern ausgegangen. Ein weiterer Vorstoß Napoleons III., der die belgischen Bahnen kaufen wollte, brachte dann Bismarck zum Entschluß, die Kandidatur mit Nachdruck zu fördern. Bismarck dachte aber nicht daran, die deutsche Einigung mit Gewalt herbeizuführen, er rechnete noch mit längeren Fristen und warnte davor, die Uhren unzeitig vorzustellen oder unreife Früchte abschlagen zu wollen. Der Anschluß der süddeutschen Staaten sollte freiwillig geschehen. Bismarck wußte, daß ein Krieg gegen Frankreich für beide Nationen ein Unglück und eine dauernde Belastung ihrer Beziehungen sein würde, ja er bezeichnete ihn als eine Torheit, wenn nicht ein Verbrechen. Er rechnete damit, ein Prinz von Hohenzollern in Spanien würde die französische Staatsraison nötigen, gegenüber der deutschen Frage nachgiebiger zu sein, was übrigens Napoleons leitender Minister, Emile Ollivier, durchaus wollte. Die Kandidatur konnte aber nur ein diplomatischer Erfolg werden, wenn es gelang, die Wahl des Hohenzollern bis zu ihrem Vollzug geheim zu halten und dadurch Frankreich vor ein Fait accompli zu stellen. Auch rechnete Bismarck mit einer Veränderung im zweiten Empire, mit der Entwicklung der konstitutionellen Verhältnisse oder mit dem Sturz Napoleons III. Gerade die noch im Werden begriffene und dadurch unklare Entwicklung der konstitutionellen Monarchie in Frankreich, die damit verbundene ungeklärte Verteilung der Verantwortlichkeiten, trug wesentlich bei zu den ungeschickten Vorstößen der kaiserlichen Regierung, die dann zum Kriege führten. Daß ein so gewagtes diplomatisches Spiel den Krieg entzünden konnte, war allen Beteiligten klar, und beide Seiten waren bereit, ihn zu führen, wenn sie vom Gegner dazu gedrängt würden.

Die Geheimhaltung der Kandidatur mißlang. Infolge einer von der norddeutschen Gesandtschaft in Madrid falsch dechiffrierten Depesche des spanischen Unterhändlers in Deutschland, Salazar, an den Präsidenten der Cortes wurden diese entlassen, bevor sie die Wahl vorgenommen hatten, das Geheimnis wurde Stadtgespräch, so daß der Ministerpräsident General Prim dem französischen Botschafter am 2. Juli Mitteilung machen mußte. Damit begann die «Julikrise 1870». Die Regierung Napoleons III. begnügte sich nicht, durch geschickte Intervention in Spanien und in Sigmaringen mit Hilfe vor allem des neutralen England den Verzicht Leopolds zu erwirken und damit Preußen indirekt eine Niederlage zu bereiten, sondern ließ durch ihren Außenminister, den Herzog von Gramont, am 6. Juli in der Kammer eine scharfe Erklärung abgeben, die eine Kriegsdrohung gegen Preußen enthielt. Zugleich ließ Gramont durch den französischen Botschafter Grafen Benedetti König Wilhelm, der in Ems die Kur gebrauchte, nahe legen, den Rücktritt Leopolds zu befehlen. Dittrich kann sehr klar zeigen, daß König Wilhelm keine «Schwäche» zeigte, sondern schon diese erste Zumutung abwies, allerdings den diplomatischen Fehler des Gutgläubigen be-

ging, Benedetti zu sagen, er habe die Kandidatur gebilligt und werde dann auch mit dem Verzicht einverstanden sein. Das bedeutete aber nun ein Zurückweichen Preußens vor der französischen Drohung vom 6. Juli und damit zugleich die Lähmung jeder weiteren Bemühung um eine nationale Einigung Deutschlands. Es gelang Bismarck, der zur Erholung in Varzin in Pommern war, vorläufig das ausdrückliche Zugeständnis des Königs zurückzuhalten. Die Entscheidung mußte den Hohenzollern in Sigmaringen überlassen bleiben. Da Leopold auf einer Gebirgswanderung unerreichbar war, erklärte sein Vater am 12. Juli den Verzicht und ließ ihn in Madrid und in Paris dem dortigen spanischen Gesandten mitteilen. Anstatt sich mit diesem «schönsten diplomatischen Erfolg», wie ihn Guizot bezeichnete, zu begnügen, ließ Gramont unter dem Druck der öffentlichen Meinung in Paris am 13. Juli durch Benedetti dem König Wilhelm die «unnötige und unzulässige Forderung», wie sie Henri Hauser nannte, stellen, er solle versprechen, niemals wieder einem Hohenzollern zu erlauben, eine solche Kandidatur anzunehmen. König Wilhelm lehnte diese ihm auf der Promenade von Ems vorgetragene Forderung entschieden und befremdet ab und weigerte sich nachher, Benedetti nochmals zu empfangen, wie er es ihm versprochen hatte, sobald er nur die schriftliche Bestätigung aus Sigmaringen erhalten hätte. In einer langen Depesche berichtete Abeken den Vorgang nach Berlin, wo Bismarck am 12. Juli eingetroffen war. Der König ermächtigte Bismarck, nicht die Depesche in extenso zu veröffentlichen, sondern von dem Vorgange in Ems der Welt Mitteilung zu machen. Bismarck tat dies, indem er den internen Text verwendete und kürzte, so daß der Schluß lautete, der König habe Benedetti nichts weiter zu sagen. Längst haben einsichtige französische Historiker wie Charles Seignobos, Henri Hauser und Jacques Droz klipp und klar gesagt, die Geschichte dürfe nicht von einer «Fälschung» der Emser Depesche sprechen. Dittrich sagt: «Die Veröffentlichung der Emser Depesche bedeutete somit eine autorisierte Antwort der preußischen Staatsregierung auf die französischen Forderungen» (S. 297). Die unmittelbaren Quellen zeigen, daß Bismarck im Gegensatz zu seiner mehr als zwanzig Jahre später diktierten Erzählung in «Erinnerung und Gedanke» damit nicht den Krieg erzwingen wollte; es war zunächst seine Aufgabe, die unerhörten Zumutungen der französischen Regierung zurückzuweisen. Auch in Paris war nach der Veröffentlichung der Emser Vorgänge nicht entschieden, ob man den Krieg wolle, aber es gelang der Regierung Napoleons III. nicht mehr, sich von der eigenen heftigen Sprache des 6. Juli frei zu machen und sich mit dem erreichten Verzicht der Hohenzollern zu begnügen, sie glaubte sich und der Nation den sichern Sieg über das emporstrebende Preußen schuldig zu sein.

Es kann also abschließend gesagt werden, daß weder die Regierung Napoleons III. noch Bismarck den Krieg herbeiführen wollten, aber auf dem Hintergrund der herrschenden Spannungen, des Ringens um die Vorrangstellung im europäischen Staatensystem und um die deutsche Einigung konnten die Vorstöße, die zunächst nichts anderes als eine diplomatische Niederlage des Gegners bezweckten, auch zum Kriege führen[2].

Leonhard von Muralt

[1] Jochen Dittrich: Bismarck, Frankreich und die spanische Thronkandidatur der Hohenzollern. Die «Kriegsschuldfrage» von 1870. Im Anhang Briefe und Aktenstücke aus dem Fürstlich Hohenzollernschen Hausarchiv. Mit einer Einführung von Gerhard Ritter. R. Oldenbourg, München 1962. [2] In der «Historischen Zeitschrift», Band 197, Heft 2, Oktober 1963, S. 421—423, teilt Rudolf Morsey mit, daß die Arbeit von *Lawrence D. Steefel*, «Bismarck, the Hohenzollern Candidacy, and the Origins of the Franco-German War of 1870», Cambridge, Mass., Harvard Univ. Press 1962, zum gleichen Ergebnis komme, «daß der Krieg von 1870 *nicht* das Produkt ‚of reasond long-term policy' gewesen sei. Der Waffengang sei durch die in Paris gefallene Entscheidung begonnen worden, hinter der die überwiegende

Mehrheit der französischen Bevölkerung gestanden habe. Die Nation sah sich in eine Lage hineinmanövriert, aus der es keinen Weg gegeben habe, ‚with peace and honor' herauszukommen. Frankreich war sicher, den Krieg zu gewinnen... ». Für Bismarck, der keinen Krieg präventiv führen wollte, «wäre der Rückzug der Kandidatur im Sommer 1870 einem zweiten ‚Olmütz' gleichgekommen und damit einer als untragbar empfundenen Demütigung... Nach zeitgenössischer Ansicht beider Seiten konnte eine derartige diplomatische Niederlage nur durch Krieg ausgelöscht werden. Der Bundeskanzler sei jedoch geschickt und geduldig genug gewesen, die Verantwortung für den Beginn dieses Krieges seinen Gegnern zu überlassen ».

HISTORIA MUNDI

Ein Handbuch der Weltgeschichte in zehn Bänden

Die nach Erscheinen des fünften Bandes in dieser Zeitschrift angestellte Zwischenbetrachtung hat versucht, das Gesamtwerk in die politische, geistesgeschichtliche und wissenschaftliche Situation der Gegenwart einzuordnen, von hier aus dem besonderen historiographischen Anspruch und Charakter gerecht zu werden und endlich summarisch über den Inhalt der einzelnen Bände zu referieren[1]. Es verbleibt nunmehr, die Orientierung über die restlichen fünf Bände fortzuführen, um dann zum Schluß Absicht und Ergebnis gegeneinander abzuwägen[2].

*

Der sechste Band: Hohes und spätes Mittelalter, Bern 1958, ergänzt den vorangegangenen zu einer geschlossenen Darstellung jenes Zeitabschnittes, der nach der herkömmlichen abendländischen Epochenterminologie als Mittelalter bezeichnet wird und die Brücke zwischen Antike und Moderne schlägt[3]. Der Konvention verhaftet bleibt auch die Gliederung des Bandes nach den nunmehr drei Konzentrations- und Kraftfeldern historischer Entfaltung: den eher dynamischen des Abendlandes, den auf die Dauer eher statischen Ostroms und des Islams.

Dem europäischen Hochmittelalter, bestimmt durch den säkularen Widerstreit zwischen Imperium und Sacerdotium, deren keines die universale Geltung erringt (G. Tellenbach: Kaisertum, Papsttum und Europa im hohen Mittelalter), folgt die spätmittelalterliche Krise der beiden Protagonisten und der Aufstieg der Randstaaten (F. Huter). Nach Maßgabe der inneren Festigung vollzieht sich der Aufstieg der westlichen Peripherzonen: Frankreichs und Englands im eigenen Kampf um die normannisch-angevinisch-aquitanische Großreichsvision (W. Kienast, K. F. Werner), Spaniens in Überwindung des Islams (C. Sánchez-Albornoz). Demgegenüber erweist sich die Spätblüte des Ostseeraumes (Ostsiedelung, Hanse) als wenig dauerhaft (W. Hubatsch).

Eine eindrückliche Analyse von politischer Fragestellung aus (H. Hunger) sowie eine religionsgeschichtliche Würdigung (G. Ostrogorsky) ergänzen sich sinnvoll zur Geschichte Ostroms.

Methodisch gleich ist die Darstellung der islamischen Welt gelöst. Das politische Entwicklungsbild (B. Lewis) berücksichtigt in einem eigenen Beitrag den Maghrib (R. Le Tourneau); die geistesgeschichtlich-religiöse Bedeutung erhält das ihr zukommende Gewicht (G. E. von Grunebaum).

Wer sich mit mittelalterlicher Geschichte, vornehmlich des Abendlandes, befaßt, wird für den Aufsatz Otto Brunners: Inneres Gefüge des Abendlandes, besonders dankbar sein. Nicht um eine verfassungshistorische Betrachtung im überkommenen Sinn handelt es sich, sondern um eine richtungweisende strukturelle Neuorientierung, ausgehend von der kritischen Begutachtung einer durch hergebrachtes Denken geprägten und moderner Erkenntnis kaum mehr adäquaten fachwissenschaftlichen Terminologie. So ist beispielsweise «Fehde» stets als Strauchritterei verstanden beziehungsweise mißverstan-

den worden, statt als aus älteren Schichten stammende, noch immer gültige und wirksame, wenn auch durch die neueren Ordnungsprinzipien bekämpfte Rechtsnorm. Diese und andere Feststellungen Brunners, aus seinem Werk «Land und Herrschaft» bereits bekannt, bilden eine entscheidende Voraussetzung zum wirklichen Verständnis einer abendländischen Geschichtsepoche, die durch an modernen Institutionen geübte Betrachtungsweise und geprägte Begriffssprache zu Unrecht in den Geruch der Rechtswillkür, des «Faustrechts», geraten ist. Zu diesen neueren Zeiten, Gedanken und Errungenschaften deutet Brunners abschließender Beitrag (Humanismus und Renaissance) hin.

Der siebente Band ist betitelt: Übergang zur Moderne, Bern 1957[4]. Abgesehen von den beiden abschließenden Aufsätzen über Rußland von der Mongolenzeit bis zu Peter dem Großen (G. Stökl) und das Osmanenreich (A. Bombaci) steht der die Spanne von ungefähr 1500 bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts beschlagende Band ausschließlich im Zeichen europäischer Leistung und Geltung. Die Entdeckungen leiten die Verlagerung des politischen Schwergewichts vom Mediterraneum zum Atlantischen Ozean, von den Mittelmeerstaaten zu den atlantischen Anliegernationen ein, stellen Beziehungen über die Weltmeere her und schaffen damit erst die Voraussetzungen zur eigentlichen Weltgeschichte moderner Provenienz. Gleichzeitig aber weisen sie ihrem Wesen nach doch noch immer in die Vergangenheit, wenn man zumindest im Sinne Rankes Völkerwanderung, Normannenfahrten und Kreuzzüge als Vorstufen der europäischen Weltentdeckung und Weltdurchdringung und die überseeische Aktivität Alteuropas aus dem historischen Gegenüber von Okzident und Orient verstehen will. Dieser Herleitung dient die einführende Betrachtung G. A. Reins über die Voraussetzungen der großen Entdeckungen. Diese selber werden nur gerade angespielt, dann bricht der überseeische Faden wieder ab. Die Aufmerksamkeit wendet sich ausschließlich den beiden das binneneuropäische Entwicklungsbild bestimmenden Neuschöpfungen zu: der Reformation (L. von Muralt, E. Staehelin) beziehungsweise Gegenreformation (K. Eder) auf religionspolitischem und theologischem, dem Absolutismus auf profanpolitischem Feld. Letzterer wird nach seinen verschiedenen Zugänglichkeiten und Ausdrucksformen erfaßt: systematischen (Ch. Petrie), wirtschaftspolitischen (W. Treue) und geschichtsgeographischen (H. Rößler: Westeuropa; W. Hubatsch: Mittel- und Nordeuropa). Die chronologische Beziehung zwischen den beiden Epochen stellt die Geschichte des europäischen Staatensystems von Maximilian I. bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges her (H. Rößler).

Der achte Band: Die überseeische Welt und ihre Erschließung, Bern 1959, behandelt nun den für die moderne Geschichte grundlegenden Kolonisationsprozeß, den man auch schon als «Europäisierung der Welt» bezeichnet hat: die Entstehung des «Größeren Europa», die Wechselwirkung neuartiger Zivilisations- und Kulturkontakte — die überseeische Leistung Alteuropas mit Licht und Schatten, Anlage und Entfaltung jener Herrlichkeit, deren Liquidation unserer Gegenwart als undankbares und folgenschweres Erbgeschäft übertragen ist[5]. Eine Unterteilung nach passiver beziehungsweise aktiver Rolle drängte sich bei der Gestaltung des Bandes auf: die Schilderung der farbigen Kulturen zunächst, sodann der Begegnung mit den weißen Entdeckern und Eroberern. Die Darstellung der außereuropäischen Welt vor der Erschließung durch die Europäer, hier und dort unter Fortführung beziehungsweise Verbreiterung entsprechender Abschnitte in früheren Bänden, enthält Kapitel über die altamerikanischen Hochkulturen (H. Trimborn), Indien bis Clive (C. H. Philips), Indonesien (A. J. Bernet Kempers), China bis zum Ende des Taiping-Aufstandes 1864 (O. Berkelbach van der Sprenkel und L. P. van Slyke), Japan bis 1868 (S. Ienaga und T. Ito) und endlich das schwarze Afrika (D. Jones). Für eine Weltgeschichte recht ausgiebig gehalten, teilweise erstaunlich auf das Einzelne und Besondere bedacht, bleibt das Werk in der Gewichtsverteilung spürbar der Konzeption seines Schöpfers treu.

Die waghalsigen Fahrten der Portugiesen und Spanier (Ch. Verlinden) leiten die Ausgestaltung der spanischen und portugiesi-

schen (R. Konetzke) wie aber auch der niederländischen (W. Ph. Coolhaas), französischen (E. Tersen) und britischen (D. Beers Quinn) Imperien ein. Ob die expansive Dynamik Europas in Übersee zum Guten oder Schlechten ausgeschlagen habe, um welche Frage der umfassende Beitrag Rüdiger Schotts (Die Folgen der europäischen Ausbreitung für die überseeischen Völker) sich dreht, dürfte, da nicht der Geschichte zugehörig, sondern von bedrängendster Gegenwärtigkeit, noch kaum verbindlich zu beantworten sein. Dagegen entspricht die breite Materialbasis einem aktuellen Orientierungsbedürfnis, rechtfertigt sich somit die dispositorische Veranschlagung eines ganzen Bandes für Kolonialgeschichte vollauf, sollte es darüber auch zu mancherlei Abstrichen andernorts gekommen sein.

Der neunte Band: Aufklärung und Revolution, Bern 1960, hält sich hingegen erneut, ausgenommen zwei Beiträge über die Befreiungskämpfe in Nord- (F. Wagner) und Südamerika (R. Konetzke), an den kontinentaleuropäischen Entwicklungsgang[6]. Systematische geistesgeschichtliche und soziologische Betrachtungen über die Aufklärung (F. Valjavec) und die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandlungen (W. Treue) führen in das «philosophische Zeitalter» ein.

Nationengeschichte des 18. Jahrhunderts belegt den ersten Hauptteil. Die allgemeinen Probleme der Politik vor 1789 gelangen unter dem Gesichtswinkel des aufgeklärten Absolutismus (G. P. Gooch) und des europäischen Staatensystems (M. Braubach) zur Darstellung. Dann folgen einzelne Staaten: Frankreich (M. Göhring), Spanien und Portugal (H. Juretschke), Italien (F. Venturi), Nordeuropa (S. Carlsson), europäische Mitte (M. Braubach), Osteuropa (R. Wittram) und England (J. S. Watson).

Der räumlich entsprechende zweite Hauptteil, darin eingegliedert die beiden erwähnten außereuropäischen Beiträge, würdigt eingehend die Französische Revolution, deren Wesen und Verlauf (J. Bourdon) wie auch die durch sie bedingten Weiterungen: die Wandlungen des europäischen Staatensystems im allgemeinen und der deutschen Staatswesen im besonderen (H. Rößler). Eine geistesgeschichtliche Analyse über nationales Erwachen und Romantik (H. Beyer) beschließt den überragend politisch orientierten Band.

Der zehnte und letzte Band: Das 19. und 20. Jahrhundert, Bern 1961, um einiges umfangreicher als die vorhergegangenen, bewältigt ein immenses Stoffpensum in vierteiliger Gliederung[7].

Als erstes ist das europäische Staatensystem bis 1919 nach folgenden Schwerpunkten dargestellt: System des Wienerkongresses (Ch. Webster), Zeitalter Napoleons III. und Bismarcks (F. Valsecchi), Reichsgründung mit Folgeerscheinungen bis 1914 (H. Herzfeld), Erster Weltkrieg und Friedensschlüsse (L. Zimmermann).

Als zweites erhalten die beiden Weltmächte Rußland (W. Philipp) und die USA (E. Angermann) eine ihrer heutigen monumentalen Stellung angemessene Würdigung, ergänzt durch die gleichfalls bis zum Ausgang des Ersten Weltkrieges geführte Geschichte Lateinamerikas (A. Whitaker).

Als drittes folgt, unter dem Titel: Das nichtrussische Asien, Afrika, die Kolonien, der Ausbau der europäischen Position im Kolonialsystem bis 1919 (J. Vidalenc) zu einmaligen Höhepunkten. In den Betrachtungen über Japan bis 1919 (H. Hammitzsch) wie auch über die Emanzipationsbestrebungen im Osmanenreich, in Asien und Afrika (H. Beyer) deuten sich indessen bereits unverkennbar die Kräfte an, die sich in der Folge als die überlegenen erweisen sollten.

Als viertes endlich wird die Auseinandersetzung mit der geistigen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung unter den besonderen Gesichtspunkten des kulturellen und geistigen Lebens (F. Valjavec), der Kunst (H. Sedlmayr) sowie der Wirtschafts- und Sozialprobleme (W. Treue, W. Röpke) geführt.

Die politischen Entwicklungslinien reichen, der Gesamtanlage des Werkes entsprechend, nicht über das Ende des Ersten Weltkriegs hinaus. Ein auf wenige Seiten zusammengedrängter Überblick über die Jahre 1919—1945 (W. Hubatsch) sowie eine Ereignischronik des gleichen Zeitraumes (A. Rittthaler) sollen wohl mit dem vorzeitigen Ab-

bruch versöhnen, bewirken indessen eher, daß man das Fehlende nur um so schmerzlicher vermißt. Selbst der geschichtsphilosophische Epilog vom Sinn und Wesen der Geschichte (H. Steinacker) vermag darüber nicht hinwegzuhelfen.

*

Blicken wir zum Ende auf das Gesamtwerk zurück, sehen wir keine Veranlassung, die Eindrücke zu revidieren, die sich bei halber Zeit in einer Art Zwischenbilanz ergeben haben. Nach wie vor erscheint Historia Mundi vorab durch ihren Zug ins Internationale ausgezeichnet, der sich in zweierlei Vorzügen äußert: zum einen in einem hochqualifizierten Mitarbeiterstab aus aller Welt, zum anderen in der Preisgabe einer europazentrischen oder gar germanozentrischen Geschichtsschau zugunsten insbesondere des vor- und frühgeschichtlichen wie auch des kolonialgeschichtlichen Stoffes.

Gewiß ließe sich auch hier einiges Nachteiliges finden, wogegen die Vorzüge eingehandelt werden mußten. Derartig profilierte Forscherpersönlichkeiten lassen sich nicht über den Leisten eines Handbuchs schlagen; die Qualität des einzelnen Beitrags wird bei solcher Selektion stets über die Homogenität des Gesamten zu stellen sein. Oder: Eine zehnbändige Weltgeschichte, die nach dem fünften Band erst am Ende des Frühmittelalters steht und einen ganzen weiteren, den achten, den kolonialen und damit nochmals außereuropäischen Räumen widmet, wird bei solcher Fülle notgedrungen Verzichte in Kauf nehmen müssen. Am ehesten hätte man sich eine einläßlichere Berücksichtigung des 20. Jahrhunderts gewünscht, was denn wohl Herausgeber und Verlag bewogen hat, als Ergänzung eine Weltgeschichte der Gegenwart in zwei Bänden folgen zu lassen[8]. Doch wird sich über Dispositionen immer rechten lassen; wer Neues wagt, wird stets an Altvertrautes rühren. Dem Werk muß zugebilligt werden, daß es seine Linie konsequent und kompetent verfolgt.

Nur ein «Handbuch» ist es aus den genannten Gründen eigentlich nicht geworden. Dazu fehlt zudem, trotz jedem Bande beigegebenem Schrifttumsverzeichnis, Personen-, Sach- und Ortsregister wie einer Zeittafel, der kritische wissenschaftliche Apparat. Es ist vielmehr, wie es der verdiente Herausgeber Fritz Valjavec im Vorwort des abschließenden Bandes selber bezeichnet, «ein Lesebuch im besten Sinne des Wortes».

Walter Schaufelberger

[1] Vgl. Schweizer Monatshefte 39 (1959) Heft 2, S. 169ff. [2] Historia Mundi, Band 6—10, Francke Verlag, Bern 1957—1961. [3] Schweizer Zeitschrift für Geschichte 9 (1959) S. 414f. (Rezension durch Hans Meßmer). [4] SZG 8 (1958) S. 404ff. (Rezension durch Peter Stadler). [5] SZG 10 (1960) S. 453ff. (Rezension durch Eduard Sieber). [6] SZG 12 (1962) S. 110ff. (Rezension durch Ulrich Im Hof). [7] SZG 12 (1962) S. 121ff. (Rezension durch Joseph Boesch-Jung). [8] Weltgeschichte der Gegenwart, Band I: Die Staaten. Band II: Die Erscheinungen und Kräfte der modernen Welt. Begründet von Fritz Valjavec, herausgegeben von Felix Schroeder. Verlag Francke AG, Bern und München 1963.

«SCHWEIZER GESCHICHTE» VON HANNO HELBLING

Wie es nach den Burgunderkriegen zur inneren Krise in der Eidgenossenschaft kam, zeigt Hanno Helbling so auf:

«Die Expansion der eidgenössischen Orte war zu Beginn des Jahrhunderts begünstigt worden durch eine Bewegung, die da und dort das Bauernvolk ergriffen und es in Gegensatz zu bestehenden Grundherrschaften, namentlich geistlichen, gebracht hatte. Die Länder des Bundes hatten in dieser Bewegung rasch ihren Nutzen erkannt; grundsätzliche Einigkeit, Verwandtschaft war im Spiel gewesen. Die Städte dagegen hatten sich höchstens mit Widerstreben zu einer Verbindung mit dem revolutionären bäuerlichen Element herbeigelassen; lieber waren sie neutral geblieben; aber auch zur entgegengesetzten Parteinahme hatte es kommen können. Denn der Territorialgewinn, den sie, die Städte, betrieben, lag auf der herr-

schaftlichen Linie; in den Landleuten sahen sie kaum ihre natürlichen Bundesgenossen, viel eher Untertanen — oder eben Aufrührer. So war der Gegensatz zwischen Stadt und Landschaft, zwischen Städten und Ländern in der Eidgenossenschaft angelegt, der nach dem Burgunderkrieg an Schärfe gewann. Konflikte zogen herauf, wie wir sie in den Jahrzehnten der Renaissance auch sonstwo finden; nur daß sich in der Schweiz eine Behinderung der Städte erkennen läßt, die den Zeitcharakter dämpft. Sowohl in der Ostschweiz, wo das Gewerbe, als auch im Westen, wo der Großgrundbesitz den politisch maßgebenden Stadtbewohner trägt, wirkt der Machtausübung im Land ein früh erwachtes Selbstbewußtsein entgegen, das mit dem Übergang von unmittelbaren Naturalabgaben zu gleichsam sekundärer Besteuerung, aber auch mit der seit langem verbreiteten Rodungsfreiheit zu tun haben kann.»

Die Mitte zu halten zwischen sachlichem Bericht und Reflexion ist nicht einfach, doch hat Hanno Helbling in seinem auffallend hellroten Büchlein von 160 Seiten, das die Schweizergeschichte von der Urzeit bis zur EFTA geistvoll beleuchtet, gerade diese Schwierigkeit mit Bravour gemeistert[1]. Das Werk ist nicht für Anfänger geschrieben, sondern für jene, die sich in der Geschichte unseres Landes einigermaßen auskennen und gerne erfahren möchten, ob der Verfasser auch ihrer Meinung ist. Helblings lebendigherausfordernd gestaltete Übersicht zwingt den Leser zum Mitgehen, zu eigenem Urteil, zum Widerspruch, weil er unmöglich mit allen Formulierungen und Thesen einig gehen kann. Einwände gegen die Stoffauswahl melden sich: Warum wird der alte Bund, die antiqua confoederationis forma des Bundesbriefes von 1291, nicht ausdrücklich genannt, die Öffnung der Gotthardroute kaum berührt, die Tell-Tradition eindeutig zu spät angesetzt, Hartmann von Aue nicht als reichenauischer Dienstmann im Thurgau bezeichnet? Überhaupt leuchtet die Entwertung der urschweizerischen Befreiungstradition, wie sie offenbar Mode wird, kaum ein. Dazu aus der neueren Geschichte wenige Fragen: Warum wird der offensichtliche Zusammenhang zwischen evangelischem Bekenntnis und Ethik («Gewerbefleiß») in Zweifel gezogen? Wie kann man in Anbetracht der Volksbewegung von 1830/31 behaupten, der neue politische Stil der Regenerationszeit sei nicht volkstümlich gewesen, wo doch die Vereine und Zeitungsblätter nur so aus dem Boden schießen? Wer darf nach den Forschungen Oechslis und Winklers den Sonderbund noch auf den 11. Dezember 1845 datieren? In der Terminologie müßte man sich endlich einigen: Durchgesetzt haben sich 1847/48 nicht die Radikalen (S. 132), sondern die gemäßigten Liberalen der Richtung Furrer, Kern, Munzinger, Näff und anderer gegen die Konservativen einerseits — die liberalen in Basel, Zürich (Bluntschli) und Neuenburg, die katholischen in der Innerschweiz, in Freiburg und im Wallis — und gegen die Radikalen (Ochsenbein) anderseits. Der schweizerische Sozialstaat, der erst mit dem Fabrikgesetz von 1877 einsetzen soll, ist in einzelnen Kantonen (Glarus, Zürich, Thurgau) und im Zweckparagraphen der Bundesverfassung von 1848, der «Beförderung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt» postuliert, doch wohl vorgezeichnet. Die Gesamtarbeitsverträge sind nicht dazu da, das Verbandesobligatorium durchzusetzen (S. 144). Daß sich die Nationale Front 1935 föderalistisch gab, braucht als plumper Wahltrick kaum erwähnt zu werden; schon damals glaubte niemand daran, denn wer strammstehen will, denkt nie föderalistisch.

Diese Bemerkungen vermögen den Gesamteindruck kaum zu stören. Wir haben diese neue Schweizergeschichte mit Gewinn und Vergnügen gelesen, in ständiger Auseinandersetzung mit Stoff und Gestaltung, bereit zu Kritik und Bewunderung. Was läßt sich besseres über dieses Buch sagen als: es bereichert den Leser. Es gleicht einer eleganten Dame, die den Vorzug hat, geistreich zu sein. Da wird man sich nach einem angeregten Gespräch in der guten Gesellschaft auch nicht fragen, ob die Absätze an den Schühlein nicht doch etwas hoch geraten seien.

Albert Schoop

[1] Hanno Helbling: Schweizer Geschichte. Verlag Berichthaus, Zürich 1963.